



Illustriertes Blatt.

DONNERSTAG 20. JÄNNER.

Besserung.

Mein Sohn, wenn du dich hast vergangen, büß' es gleich;
Denn des Vergehens harr't früh oder spät der Streich.
Wie aber büßest du's? Dadurch, daß du bereuest
Und dich des sicheren Gefühls der Besserung freuest.
Mein Sohn, sey überzeugt, es gibt noch Herzenskinder,
Und Gott allein nicht steht ins Inn're jedem Sünder,
Ins Inn're siehet auch dir jeder, dem getrübt
Des Geistes Sehkraft selbst nicht ist, noch ungeübt.
Und welchem Blicke du begegnest, mußt du bangen,
Daß er von Gott die Kraft, dich zu durchschau'n, empfangen.

An deiner Stirne steht's, dort wird er es entdecken;
Wegwischen kannst du's nicht, du kannst es nicht verdecken.

Drum, wenn dort Böses steht geschrieben, schreib' du
In leserlicher Schrift die Besserung auch dazu.
Nicht ungeschrieben zwar wird, was ist ausgestrichen,
Doch für den Rechnerblick die Rechnung ausgeglichen.
Mein Sohn, nicht darin such' hier Gottes Strafgericht,
Daß jedem Sünder man die Strafe sichtbar spricht;
Darin, daß keiner hier gesündigt und verbrochen,
Der nicht sich selber hat sein Strafurtheil gesprochen.
Straf ist ihm das Gefühl, daß er strafwürdig sey,
Und mehr noch Strafe dieß, daß er von Straf' ist frei.
Denn denken muß er, wenn sie hier ihn nicht ereilt,
Entgegen eil' er ihr dort, wo sie ewig weilt,
Und dieß Geschwür, daß er doch pochen fühlt und kochen,
Noch besser wär' es aufgebrochen, aufgestochen.
Ja besser wär' es dir, du heiltest hier dich aus,
Und kämest dort gesund in deines Vaters Haus.

Rü d e r t.

Vaterländisches.

Der Zeyerfluß in Oberfrain.

(Fortsetzung.)

Während sich die Zeyer durch das Thal über die Wiesen in Krümmungen fortzuschlingelt, läuft die von Seyrach nach Laak sich ziehende Bezirksstraße an den Ortschaften Staravals, Dobrazhova

und Novavals in guter Erhaltung fort. Unstreitig mag hier die Zeyer in diesem Thale so wie weiter abwärts bei Pölland, die Neul und die Feistrig bei Stein, die Save, und der Navportus bei Laibach einen See gebildet, und durch Jahrhunderte mit der sich immer mehr anhäufenden Wasserkraft die Gebirgsdämme an ihrer schwächsten Seite an der gegenwärtigen Thalschlucht des Abflusses immer mehr verdünnt, und endlich ganz durchgebrochen haben. Unweit dieses Durchbruchs in der Gegend Koinski-brod berührt die Bezirksstraße, und die an ihrer Seite fortlaufende Zeyer den Bezirk Laak, und das Vicariat Altköflig. Die Bezirksstraße zieht sich von hier am rechten Zeyerufer immer höher langsam aufwärts, bis sie der am linken Zeyerufer liegenden Ortschaft Peshine gegenüber ihren höchsten Punkt erreicht; während die Zeyer je weiter je mehr über Steingerölle forttauscht, und zu Peshine eine bedeutende Säge und Mahlmühle treibt.

Vor anderthalb hundert Jahren hatte hier bei Peshine eine Gewerkschaft ihr Hammerwerk, von welchem die Ortschaft ihren Namen sowohl, als auch ihre Entstehung gewonnen haben mag. Allem Anscheine nach stand das Hammerwerk an jener Stelle, wo sich gegenwärtig die Mühle befindet.

In der Ebene unter dem Dorfe Terbia befindet sich die im Jahre 1827 neu hergestellte Brücke über die Zeyer, über welche von dem rechten an das linke Ufer die nach Laak führende Bezirksstraße führt.

Weiter abwärts hat sich die Zeyer wieder in ein steiniges Flußbett eingegraben, und man bemerkt unter dem weiter abwärts an der Bezirksstraße liegenden Dorfe Podgorra in der Mitte des zwischen Felsenwänden stille stehenden, und dort eine bedeutende Tiefe verrathenden Zeyerflusses einen ganz isolirt mitten im Wasser stehenden thurmähnlichen viereckigen Felsen, welcher in dieser wildschö-

nen Gegend einen ganz eigenen, überraschenden Anblick gewährt. Nachdem sich die Zeyer von hier in ihrem weitem Laufe wieder durch ein steiniges Flußgebiet durchgekämpft hat, betritt sie in der Gegend Soushezhe, das Territorium der Pfarre und Hauptgemeinde Tratta. In der Anhöhe des kahlen und steinigten Berges Soushezhe, über dessen Abhang die Bezirksstraße läuft, entquillt dem Berge in unbedeutender Entfernung von der Bezirksstraße aufwärts der Anhöhe zu, ein Wasserstrahl, welcher in der größten Trockenheit, so wie bei Regengüssen eine immer gleiche Wasserquantität behält.

Am Ende dieses Berges nordöstlich befindet sich das mit einer Filialkirche der Pfarre Tratta versehene Dorf Hottaule.

In dem Stift Freising'schen, noch immer im Archive der ehemaligen hochstiftlichen, nunmehrigen Cameralherrschaft Laak befindlichen Saalbuch wird dieses Dorf, und nach demselben ein ganzes herrschaftliches Supant Chontafsel genannt.

Unter diesem Dorfe fließt der hoch aus dem Gebirge herabkommende, dem Dorfe den Namen gebende, in der Geschichte der Herrschaft Laak merkwürdige Bach, Hottavelza — in die Zeyer. Dieser Bach kommt in der, vom Kaiser Otto II. dem Fürstbischöfe zu Freisingen Abraham im Jahre 974 ausgefertigten Dotationsurkunde, namentlich unter der Benennung Chotabla vor, als Gränzbezeichnung des an den Freisinger Bischof abgetretenen herrschaftlichen Gebietes. Dieses soll jedoch den verehrten Leser nicht heitren, als wenn hier die Herrschaftsgränze zu suchen wäre; denn der eigentliche Ursprung dieses benannten Gränzbaches Chotabla ist weit höher im Gebirge, zwischen dem Berge Wlegasch und Zherni Verch, der Tollweinschen Gränze zu, zu suchen. — Der von dem Pfarrdorfe Haselbach (Leskouza), und das vom Dorfe Kopazhenza her rieselnde Bächlein gleichen Namens und andere Nebenquellen bilden in einer nicht sehr bedeutenden Entfernung ober dem Dorfe Hottaule, den Chotablabach — während die eigentliche entfernteste Quelle desselben doch nur an der Herrschaftsgränze entspringt.

Nach dem Flußgebiete des Chotablabaches aufwärts, und dann linker Hand nach dem Flußgebiete des Baches Kopazhenza fortschreitend gelangt man zu dem in dem Sprengel des Pfarrvicariats Haselbach liegenden Dorfe Kopazhenza (Badedorf) und dem zu diesem Dorfe gehörigen, jedoch abgesondert befindlichen Ganzhübler, insgemein Toplizhar genannt. Benennungen, welche das Vorhandenseyn eines Bades hinlänglich bekräftigen, und es sind wirk-

lich am Hause des erwähnten Bauers Spuren eines vorgewesenen, und ein noch vorhandenes und im Gebrauche befindliches Gesundheitsbad zu schauen. Es sind nämlich zwei Bassins, ein größeres und ein kleineres vorhanden. Das erste bildet ein längliches Viereck, ist mit ganz niederen Mauern umfangen, und trägt deutliche Spuren ehemaligen Gebrauches. Es wurde der Tradition zufolge vor Jahrhunderten durch einen heftigen Wellenbruch verschüttet, und liegt tiefer, als der wenige Schritte davon vorüberfließende Bach Kopazhenza.

Das kleinere Bassin ist schmal, von unbedeutender Länge, mit einer niederen hölzernen Verschaltung, einem Dache und einem Paar Sitzbänken versehen.

Es wird erzählt, daß dieses Bad von Idrianer Bergknappen, benachbarten Tollweinnern und Menschen aus der Umgegend besucht werde, welche an Gicht und ihren Abarten leiden.

Ueber Anregung der k. k. Baudirection zu Laibach, und Anzeige an den Ausschuß der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Krain, und über Anordnung des hochh. k. k. Guberniums hat der vormalige Herr Districtsphysiker, Dr. Stroy zu Krainburg, im Jahre 1824 diese Heilquellen besucht, und es ergaben sich bei der Untersuchung folgende Resultate, welche ich hier beinahe wörtlich anführe, wie sie Herr Doctor Stroy bekannt gab.

„Die Quelle ist nicht wasserreich, kommt in mehreren Adern, welche unter sich keinen wesentlichen Unterschied zeigen, senkrecht aus der Erde hervor, und bildet zwei verschiedene kleine Bassins. Das Wasser hat einen laugenhaft salzigen, unangenehmen Geschmack, einen etwas schwefelartigen Geruch, und bei schönem Wetter eine reine klare Farbe. Die Wärme des Wassers im ersten Bassin geht auf 16 Grade, und im zweiten auf 15 Grade nach Reaumur.“

„Da der Geschmack dieses Wassers jenem der Quelle am Baldezer See so gar gleich kommt, so läßt sich schließen, daß es auch ähnliche Bestandtheile, als schwefelsaures und kohlen-saures Natron, kohlen-sauren Kalk und Kohlen-säure, dann Bittererde enthalte. Freie Kohlen-säure führt es in sehr geringer Menge. Nur hin und wieder bemerkt man einige Bläschen von gasförmiger Kohlen-säure emporsteigen.“

„Indem diese Quelle in den ältern Zeiten, wie es in dortiger Gegend allgemein versichert wird, einen größeren Ruf hatte, als in dieser Zeit, so läßt sich wohl vermuthen, daß sie späterhin an Wärmestoff, an Mineraliengehalte, und somit auch an der Heilkraft etwas verloren haben könnte; in-

„dessen kann sie doch noch immer als eine wahre Mineralquelle, die dem Geschmacke nach keinen gar geringen Mineraliengehalt andeutet, angesehen und benützt werden.“

So weit hierüber Herr Dr. Stroy in seinem dießfälligen Berichte.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Freundschaft.

Ein Freund ist ein bewaffneter Mensch, gegen den man wehrlos kämpft. — Er ist ein Mensch der gerade weiß, wohin er Dich treffen wird, wenn er den Säbel zieht. — Er ist ein Mensch, der die Treppe kennt, die zu Deiner Frau führt, die Momente der Kälte weiß, die Augenblicke wenn Du nicht zu Hause bist, die Stunde, wenn Du nach Hause kommst. — Ein Freund ist die Judith, die Dich in ihren Armen einschläfert, Dich in Mitte Deiner angenehmen Träume köpft. — Er ist die Dalila, die das Geheimniß Deiner Stärke und Schwäche besigt. — Wenn ein Mensch zwei Freunde hat, so ist es nur, um sich abwechselnd über Beide zu beklagen. — Man nimmt Freunde, wie ein Spieler die Karten; man behält sie, so lange man damit zu gewinnen hofft. Der Mensch, der einen Freund hat, bietet dem Unglück einen doppelten Anhaltspunkt. Man kann ihm vier Arme zerbrechen und zwei Köpfe einschlagen, er wird die Trauer für zwei Väter tragen, den Zank von zwei Frauen anhören. — Zwischen zwei Freunden ist nur einer des Andern Freund. — Unter allen Feinden ist der Gefährlichste jener, dessen Freund man ist. — Am Ende seines Lebens entdeckt man, daß man von Niemand mehr gelitten hat, als von seinem Freunde. — Dennoch wäre die Freundschaft eine schöne und heilige Sache. Aber wer begreift die Freundschaft? Jeder will einen Freund haben, aber Niemand eines Andern Freund seyn. Man kerkert den Freund in seinen Geschmack, in seine eigenen Ideen; man schreibt ihm den Weg vor, den er zu gehen hat. Es gibt Oränzen, wo die Freundschaft aufhört. Wenn ein Freund etwas thun will, so untersucht man, ob er recht oder Unrecht thue. Das ist gerecht gegen einen Gleichgiltigen, nicht gegen den Freund; ist er unglücklich, Du mußt es mit ihm seyn, Du trägst die Verantwortlichkeit seiner Handlungen, wie die der deinigen; zwei Freunde müssen sich im Leben folgen gleich Einem Wesen. Die Freundschaft darf kein Contract seyn, sie muß eine Assimilation seyn, man darf keinen Freund nehmen, man muß er selbst werden.

Ich habe einen Mann gekannt, jung, hübsch, halb geistreich, muthig, kurz ziemlich disponirt, glücklich zu werden. Um dieses Glück zu erlangen, entschloß er sich, den Aphorismus zu befolgen: Man muß überall Freunde haben. Er gab Gastmahle, ließ Geld aus, erlaubte jedem seine Pferde todt zu reiten, das allgemeine Wohlwollen war eine Grundbedingung seiner Existenz. Er spielte Willard und verlor, er tanzte und tanzte linksch, kurz er war in keinem Genre hervorragend, konnte also den Neid nicht anders auf sich ziehen, als durch sein Vermögen, aber auch dieses gehörte seinen Freunden. Alle Welt war sein Freund, alle Welt duktete ihn; er war bezaubert. Vielleicht, wenn er die Vortheile dieser allgemeinen Freundschaft etwas in der Nähe betrachtet hätte, hätte er gesehen, daß die Leute, welche Kraft ihrer schlechten Stimme nie sangen, sich durchaus keinen Scrupel vor ihm daraus machten. Im Winter gab man ihm einen Platz ziemlich weit vom Ofen und gab seine Stelle einem Fremden; mit Freunden genirt man sich nicht; man bediente jeden früher als ihn bei seinen Festen, und die Kinder seiner Freunde wischten sich an seinen Kleidern die Butterflecke ab. Eines Tages schrieb ihm einer seiner Freunde folgenden Brief: „Nette Dich, ich war Mitglied einer Verschwörung, die so eben entdeckt wurde, man hat meine Papiere weggenommen. Da Du mein Freund bist, da ich gewiß bin, auf Dich zählen zu können, so hatte ich Dich als Chef in der Liste der Verschwornen aufgeführt. Unsere Sache ist entschieden. Wir werden alle zum Tode verurtheilt. Fliehe, ohne einen Augenblick zu verlieren.“ Hermann wohnte in einem sehr entlegenen Stadtviertel; der Briefträger bemerkte, daß der Brief an Hermann der Einzige sey, der in jenes Viertel getragen werden müsse; er glaubte, sich mit einem Freunde nicht geniren zu müssen, legte also den Brief zurück, bis mehrere nach jener Gegend aufgegeben wurden, und kam am dritten Tage zu Hermann zugleich mit den Soldaten, die Hermann festnehmen sollten. Der Anführer der Soldaten war ein Freund Hermanns, er wollte nicht den Schmerz haben, ihn selbst festzuhalten, und blieb bei der Thür stehen; die sich selbst überlassene Mannschaft, mißhandelte den Gefangenen. Dennoch unter dem Vorwande sich anzukleiden, eilte er in sein Cabinet und sprang aus dem Fenster. Er fiel gerade auf den Freund, den sein Gefühl an der Thür stehen bleiben hieß; der Freund schrie, man fing Hermann. Man begann seinen Prozeß: die ganze Stadt war von seiner Unschuld überzeugt, aber die Mehrzahl der Richter verweigerten den Dienst, sie wollten einen Freund nicht rich-

ten. Der Ankläger, der sein Freund war, begriff, daß der Ruf seiner Unparteilichkeit sonderbar durch seine Liaison mit dem Schuldigen compromittirt sey; um dieses Vorurtheil zu entkräften, sah er sich gezwungen, ihn härter als jeden Andern anzugreifen, Sein Advocat war so bewegt — denn er liebte ihn, daß, als er sprechen wollte, Schluchzen seine Stimme ersticke; er ermutigte sich wieder, aber sein Gedächtniß hatte sich verwirrt, die Argumente, auf die er am meisten gezählt, zeigten sich ihm nur mehr in einer Art Nebel. Hermann ward einstimmig verurtheilt. Die Behörde fürchtete seiner zahllosen Freunde halber einen Handstreich, ihn aus dem Gefängnisse zu entführen, auch fesselte man ihn, und ließ ihm den Trost, niemand empfangen zu dürfen. Der Tag der Hinrichtung kam heran, die Verzweiflung ließ ihm Stärke, er sprengte die Bande, entwischte den Soldaten, und wäre entkommen, wenn die Unzahl der Leute, die ihm anhängen, sich schnell genug geöffnet hätte, ihn durchzulassen; er ward ertappt und gebunden. Der Henker, der ihn sehr geliebt hatte, konnte seine schmerzliche Nührung nicht bewältigen, und trennte mit unsicherer Hand, erst mit dem fünften Hiebe, den Kopf vom Humpfe.

Hth.

Fenilleton.

(Pariser Gerichts-Scene.) Der Präsident: Mein lieber Herr Verodier, weshalb versehen Sie Ihren Dienst nicht mehr? — Verodier: Weil ich mit der Regierung nicht zufrieden bin. — Der Präsident: Was hat Ihnen denn die Regierung gethan? — Verodier: Sie hat mir Kosten verursacht, sie ist Ursache, daß ich zwei Male mit einem Würstemacher und einem Damenhalsstiefelfabrikanten aneinander gerathen bin. Sie werden einsehen, daß solches sehr unangenehm ist, wenn man eine kleine gesellschaftliche Stellung einnimmt. — Der Präsident: Der Conseil sieht nicht ein, welchen Antheil die Regierung möglicherweise an Ihrer Dienstvernachlässigung haben kann. — Verodier: Ich sage nicht, daß der Conseil dumm ist (Gelächter), dieser Gedanke ist fern von mir (allgemeines Gelächter); ich sage nur, daß es für einen Mann von einigem Geiste, besonders wenn er unter Waffen steht, unangenehm ist, mit dem Kleinhandel in Berührung zu kommen. — Der Präsident: Was ist Ihnen denn unter Waffen zugestoßen? — Verodier: Das Bayonnet genirt mich, ich kann nicht mit einer Flinte marschiren, wenn ein Bayonnet

darauf ist. Eines Tages, mein Herr, schritt ich mit meiner Compagnie einher, als plötzlich ein großer und mit einem Messer bewaffneter Particulier auf mich zukam und mich einen Dieb nannte. Räuber, sagte er sogar zu mir, Sie scheinen kein Israelit zu seyn, Sie essen Schweinefleisch. Schweinefleisch? erwiderte ich. Ich wünsche diesem Thier nichts Böses, es hat seine großen Verdienste, besonders in einer Wurstsuppe. (Allgemeines Gelächter.) Nun denn, Bettler, wenn Du Schweinefleisch liebst, so kaufe es, stehle es nicht, antwortet jener. Bei diesen Worten nenne ich den Mann einen Verleumder, ich sage ihm, daß ich nicht das kleinste Stück von einem Schweine gestohlen habe. Sieh hier, ruft jener, und, o Himmel! was erblick' ich: eine Wurst steckt an der Spitze meines Bayonnets. (Allgemeines Gelächter.) Ich habe sie im Vorübergehen aufgespießt. — Der Präsident: Ihre Ungeschicklichkeit ist keine Entschuldigung, daß Sie die Wache nicht beziehen. — Verodier: Ich bin weit entfernt, zu glauben, der Conseil bestehe aus Dummköpfen. (Unhaltendes Gelächter.) Ich kenne die meisten dieser Herren bei Namen; ich sage also in der Ueberzeugung verstanden zu werden, daß es für einen Mann, der eine so erhabene Position einnimmt, wie ich, unangenehm ist, sich mit einem Damenschuh-Fabrikanten zu streiten, und dieses ist mir am folgenden Tage zugestoßen. Denken Sie sich, ich habe ihm mit meinem Bayonnet zwei Scheiben nach einander eingestoßen. — Der Präsident: Was geht das die Regierung an? — Verodier: Was es sie angeht? Sie muß die durch ihre Waffe zerbrochenen Fenster und verstümmelten Würste bezahlen, sie ist für ihre Bayonnette verantwortlich, aber das will sie nicht. Wenn sie mir meinen Schaden ersetzt, so beziehe ich die Wache. Diese Bedingung ist ein sine qua non. — Der ungeschickte Chasseur wird zu 24 Stunden Gefängniß verurtheilt. — Verodier: (höhnisch lächelnd): Welch eine Verbrießlichkeit. Wie kann man einen Mann, der eine so erhabene Stellung einnimmt, zum Gefängniß verurtheilen! — Der Präsident, Was ist denn ihr Gewerbe? — Verodier: Präsident! Ich beschäftige mich viel mit Dir (de toi). — Der Präsident: Sagen Sie, mit Ihnen, unhöflicher Mensch! — Verodier: Ganz und gar nicht. Sie fragen mich nach meinem Gewerbe; ich antwortete Ihnen: Ich beschäftige mich viel mit Dächern (de toits). Ich bin Dachdecker. (Allgemeines Gelächter.)

Verleger: Ignaz Alois Edler v. Kleinmann.